Schluss ohne Anfang

Autor(en): **Fabrizius, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 22

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638025

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Der Champagner ist schuld", sagte sie laut. Und plötzlich fiel ihr Andreas ein. Wenn er das wüßte, dachte sie. Es rannen ihr Tränen über die Wangen. Sie wischte sie mit dem Handrücken fort; denn sie hatte das Taschentuch beim Teich vergessen.

Der schöne, weiße Ball, auf den sich Jo so gefreut, endete gar nicht fröhlich. —

Andreas aber war mit dem Wagen heimgefahren durch die lautlose Sommernacht, unter den schweigenden Sternen, die ihm nicht leuchten wollten. Er fühlte sich so beraubt, so traurig ausgeplündert, so uralt und hoffnungslos. Was half es ihm, daß er sich schalt, seine Hoffnungen auf nichts gestellt zu haben, auf nichts gegründet? Er durfte niemand beschuldigen, niemand hatte ihm etwas versprochen, niemand hatte mit ihm gespielt. Er hatte jugendliche Natürlichkeit, jugendliches Vertrauen, Offenheit und kindliche Zuneigung falsch verstanden. Er hatte nicht begriffen, daß Siebzehnjährige im Dreißigjährigen den Vater verehren. Er hatte vergessen wollen, daß ein Mädchen, wie die Jorinde Steffen, für einen Mann wie ihn, gar nicht in Betracht kommen konnte. Ein Landbewohner, ein ungewandter Mensch, der kaum richtig tanzen konnte.

Er zerfleischte sich, wühlte in seiner Erinnerung nach ungeschickt vorgebrachten Worten, nach Taten, die er gelassen hatte, statt zu handeln. Hätte er Jorinde vor dem Ball gefragt, ob sie mit ihm kommen wolle, vielleicht hätte sie ja gesagt. Hätte er es gewagt, vielleicht hätte er gewonnen. Nun war Ulrich der Sieger. Nun werde ich, sagte sich Andreas, Jorinde mein Leben lang als Schwester neben mir haben. Das überwältigte ihn. Er hielt den Wagen an und stieg aus, und setzte sich auf eine kleine Erderhöhung neben der Straße. Er saß so, wie Jo ihn an jenem Märchennachmittag gesehen hatte, den Ellbogen auf dem Knie, das Kinn in die Hand gestützt. Er legte das Gesicht in seine Hände. Der unendliche Horizont, der Gedanke an die unfaßbare Größe der Schöpfung, und die Winzigkeit der menschlichen Empfindungen hätten ihn vielleicht getröstet. Aber er sah nicht auf. Ihm war sein Schmerz nun sein Größtes. Er kannte sich. Er wußte, daß er ihn nicht verlassen würde. Und wenn auch der Schmerz weichen würde, sein Schatten würde bleiben. Andreas stand auf, und sah nun doch die Sterne. Und immer wird der Schatten mich verhindern, die Sterne glänzen zu sehen, dachte er. Er fuhr weiter, ihm schien, in das Nichts hinein. —

Auch für Anna-Maria hatten sich die Dinge geändert. Auch sie war von Licht, Musik und dem Taumel des Ganzen erfaßt worden. Es klopfte ihr Herz, wenn der Partner sie immer wieder zum Tanze holte, und sich zuletzt gar nicht mehr von ihr trennte, wenn die Musik schwieg. Wenn er ihr Süßigkeiten und Liköre holte. Eis und Kuchen, und, so gut er es verstand — denn er war auch ein schüchterner Mensch wie Anna-Maria — um sie warb. Ihm schienen ihre Augen die schönsten der Welt zu sein. Sie, eine Pfarrerstochter, er ein Pfarrerssohn. Ihre Weltfremdheit hatte ihn angezogen, ihre rührende Bescheidenheit sein Selbstgefühl geweckt, und auch den in jedem unverdorbenen Manne innewohnenden Beschützertrieb. Ihm war zumute wie sonst in der Kirche. Nicht ganz so, aber ebenso andächtig. Sie waren beide ernste Menschen, keines hatte laute Vergnügen mitgemacht. Es erwachte aber eine Lust nach Freude in ihnen, von der sie nichts gewußt. Hand in Hand gingen sie durch die Reihen der Tanzenden. Niemand achtete ihrer, jeder hatte mit sich selbst zu tun.

Wenn Anna-Maria an Ulrich Zumbrunn vorübertanzte, dachte sie beinahe übermütig, daß er sie nichts, aber auch gar nichts anging. Und der Ritter, ein wenig, aber wirklich nur ein wenig, Ritter von der traurigen Gestalt, gedachte mit fröhlicher Wehmut einer jahrelangen, von vornherein aussichtslosen Liebe, die sich ihm zum täglichen Gewohnheitsbrot umgebacken hatte, und die er endlich wie von selbst verlor. Er war glücklich. Auch diese beiden saßen an einem Ecktischchen und hielten sich bei den Händen, um der Freiheit der Pseudo-Fastnacht willen.

Fortsetzung folgt.

Schluss ohne Anfang

von Peter Fabrizius

Er war wohl schon über vierzig und einige frühzeitige Silberfäden säumten seine Schläfen.

Ob es Zufall war, daß sie beide am Abend die Dachterrasse aufsuchten und von bequemen Liegestühlen aus die Sterne betrachteten, wußten sie wohl selbst nicht. Sie hatten einander höflich begrüßt, wie eben Gäste desselben Hotels, die sich nur vom Sehen kennen, sie sprachen aber nicht weiter miteinander. Es war sehr still.

„Ist es nicht schade", dachte sie, ohne ihn anzublicken, „daß wir hier beide unseren Weg gehen, einzeln, wohlerzogen und lächerlich. Wir könnten gemeinsam unsere Zeit hier verbringen, die See betrachten, an der Meeresküste entlang wandern...

Ich kenne dich nicht", dachte sie weiter, „aber du bist mir nicht fremd, ich möchte an deiner Seite sein und dir sagen, daß ich deine ruhig-männliche Begleitung wünsche... du bist wohl jünger als du aussiehst, ich glaube nicht, daß ich mich täusche, wenn ich in dir einen Gentleman sehe — du könntest Offizier sein oder etwas Aehnliches... du hast schöne, starke und kultivierte Hände. Es wäre gut, diese Hände zu halten — mehr nicht. Ich sehe, daß auch du dies gerne wolltest, aber du sagst es nicht, weil du die ungeschriebenen Gesetze nicht verletzen kannst, die dir verbieten, einer Dame, mit der du nicht formell bekannt gemacht wurdest, dies zu sagen. Es ist ein schrecklicher Unsinn, diese Gesetze der Gesellschaft, du weißt es, ich weiß es auch — warum halten wir uns daran?

Daß auch dich meine Gesellschaft freuen würde, sehe ich — eine Frau sieht so etwas. Dir müßte ich nicht sagen, daß ich keineswegs ein Abenteuer suche und nicht eine Frau bin, die es einem Mann leicht macht, daß ich nichts will, als dein Nahesein und das gemeinsame Erleben dieser herrlichen südlichen Landschaft während der kurzen Tage unseres Aufenthalts"

Leises Wellenschlagen war aus der Ferne vernehmbar.

Sie richtete sich ein wenig auf, blickte den Mann an und sagte alles, was sie eben gedacht hatte.

In derselben Nacht saßen sie zwischen den Klippen, seit einigen Stunden schon, sie wußten nicht, wie lange — Mondlicht flimmerte auf den Wellenspitzen.

„In acht Tagen muß ich wegfahren", sagte er.

Sie sprachen viel miteinander, ohne zu sprechen. Sie sprachen vom Meer und von südlichen Pflanzen, von Wellenschlag und warmer Sommernacht.

Aber von Liebe sprachen sie nicht.

„Ich glaube, daß ich dich liebe", dachte er, ohne sie anzusehen, „aber wie soll ich dir das sagen, da ich dich erst seit heute abend kenne. Muß ich jetzt den alten ausgetretenen Weg gehen? Muß ich werben um dich in langen Reden in tiefen Blicken in langsam und sorgfältig gesteigerter Annäherung? Soll ich scheinbar einen Weg von Anfang an gehen an dessen Ziel ich schon angelangt bin? Wenn der Weg länger dauert, als die Zeit meines Aufenthaltes hier, ist alles verloren und wir haben eine unwiederbringliche Gelegenheit versäumt. Aber wenn ich den Weg der Konvention verschmähe, wirst du glauben, ich hätte dich nicht verstanden; du wirst mich verdächtigen, daß ich dich für eine Abenteuerin halte, die sich mir an den Hals geworfen hat...

Ich kenne dich seit heute", dachte er weiter, „aber ich kenne dich seit langem..."

Er richtete sich ein wenig auf, blickte die Frau an und sagte alles, was er eben gedacht hatte.

Und dann küßte er sie zum erstenmal.